



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>

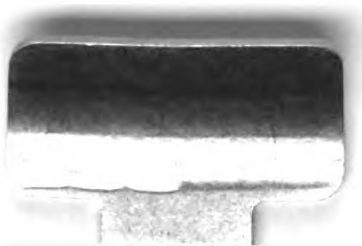


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





GV 949 A 1





Her Brave der Braves.

Dem einzigen, der je besser ge-
wiesen
Mein Opera omnia Singedep-
in Dankbarkeit & Bewun-

^{derung}
L. D. D. D.
7. Juli 90.
Th. Dornau.

Erinnerungen
an
Theodor Fontane
1819-1898

Berlin 1936

Aus dem Nachlaß seines Freundes und Testamentvollstreckers
Justizrat Paul Meyer



Einleitung

Freunde und Angehörige ermahnen mich, mitzuteilen, was von Erinnerungen an Theodor Fontane in mir lebt. Es sei endlich Zeit. Aus meinen langjährigen Beziehungen zum Hause Fontane müsse sich doch etwas ergeben, was Biographen und denen, die Fontane lieben und verehren, Stoff geben und Freude machen könnte.

Hohe Zeit ist es freilich, wenn ich noch etwas sagen soll. Auch lebt er mir h e u t noch. Ich sehe ihn vor mir, den hohen Mann mit den wundervollen blauen Augen, der edlen, leicht gekrümmten Nase über dem dichten, weißen Schnurrbart, dem silbernen, langen Haar und den weichen, schönen Händen, mit denen er so liebevoll auffaßte, wem er wohlwollte. Ich sehe ihn besonders in dem bescheidenen, unmodern möblierten, aber doch so behaglichen Zimmer im dritten Stockwerk, Potsdamer Straße 134 c, mit dem alten Sofa, mit gehäkelten Deckchen belegt, der alten Standuhr, die noch von den Eltern herrührte, und der Servante, dem bekannten alten Berliner Schrank mit Glastüren. Dort, nicht in seinem Arbeitszimmer, empfing er meist. Und dort hatte ich in den letzten Duzend Jahren seines Lebens das Glück, mit ihm zu sitzen und ihm zuzuhören.

Den Tag, der mich zum Hause Fontane in Beziehung brachte, kann ich noch feststellen. Ich hörte als erstes Semester bei dem berühmten Romanisten Dernburg die Institutionen des Römischen Rechts. Gleich im ersten Kolleg forderte er seine Zuhörer auf,

ihn Montag abends zu besuchen, um mit ihm zu besprechen, was er in der abgelaufenen Woche gelesen hatte. Die lebhafteste Diskussion, die alsbald einsetzte, und die darauf folgenden Butterbrote gaben angenehme Stimmung. Und so kam es, daß die Kommilitonen beschlossen, noch weiter zusammenzubleiben und den fidelen Teil des Abends im Dessauer Garten fortzuführen.

Hier saß ich zufällig an der Spitze.

Der eine neben mir nannte seinen Namen: „Litty“^{*)}.

Der andere: „Fontane“^{**)}.

„Kriegsgefangen?“ fragte Litty.

Viel mehr wußte der liebe, alte Freund, der leider schon von uns geschieden ist, damals vom Dichter nicht. Ich aber, ehrlich gestanden, auch nicht.

So lernte ich am 12. November 1875 Freund Theo Fontane kennen, und kam — wenn auch erst später — in das Haus seiner Eltern.

Denn ein sogenanntes gesellschaftliches Haus führten Fontanes damals nicht. Sie beschränkten sich wohl auf den Verkehr mit den alten Freunden aus dem Rütli und der Ellora — den beiden Freundesvereinen, denen Fontane angehörte — und einigen Verwandten.

Sie konnten in ihrer kleinen Wohnung auch nur zwei ihrer Kinder unterbringen, die Tochter Martha, Mette genannt, und den jüngsten Sohn Friedel, den späteren Verleger Friedrich Fontane in Neuruppin. Der älteste, George, war Offizier und wohnte in seiner Garnison, während Theo als Schüler im Internat des französischen College lebte, und, nachdem er die Absicht, Prediger der französischen Gemeinde zu werden, aufgegeben hatte, und studiosus juris geworden war, erst allein und später mit Litty zusammen wohnte.

^{*)} Edwin Litty, später Wirkl. Geh. Kriegsrat und Intendant des II. A.-K.

^{**)} Theo Fontane, später Wirkl. Geh. Kriegsrat und Intendant des XI. A.-K.

Damals — Ende 1875 — war allerdings die Not, die solange die beständige Begleiterin des Dichters gewesen, aus dem Hause verschwunden. Freunde hatten ihm die Stellung als ständiger Sekretär der Akademie der Künste verschafft, und er bezog ein Gehalt, welches ihm ein behagliches Leben gestattete. Leider aber nicht für lange Dauer. Denn schon im Sommer 1876 verlangte und erhielt er seine Entlassung. Der damalige Präsident, obwohl selbst Künstler, behandelte ihn wohl etwas „subaltern“, was der Dichter in seinem Freiheitsgefühl mit Recht nicht vertrug.

Die Zeit, die jetzt folgte, war eine traurige und sorgenvolle für ihn. Denn neben den wieder auf ihm lastenden Erwerbsorgen hatte er schwere seelische Leiden zu erdulden, die nicht nur, und zwar mit gutem Grunde, von seiner Frau ausgingen. Aus seinen Briefen, soweit sie erschienen sind, klingt nur ein schwacher Ton heraus. Der Kampf war um so schwerer, als er ihn letzten Endes für seine Kunst zu kämpfen hatte. Und hier gab es für ihn kein Kompromiß.

Ihm wurde von allen Seiten krasser Egoismus vorgeworfen. Aber mit Unrecht. Denn Egoismus, wie man ihn landläufig auffaßt, hat doch zur Grundlage den Trieb, sich das Leben bequem und angenehm zu machen. Gerade dieser Möglichkeit beraubte ihn der Verzicht auf eine für damalige Zeit gut besoldete Stellung. In Wahrheit opferte er sie seiner Kunst. Das Motiv der verletzten Würde lief nur nebenher.

Nach außen hin konnte seine Handlungsweise freilich anfechtbar erscheinen. Denn man vergesse nicht, er hatte jahrelang unter dem Geschäftszwang in der Apotheke, in der Redaktion und als politischer Journalist gearbeitet und den Zwang willig, wenn auch ungern ertragen. Und nun, wo ihm eine verbesserte Lebensmöglichkeit geboten wird, empfindet er ihn so stark, daß er die sichere Stellung aufgibt. Heut freilich wissen wir, daß er recht hatte.

Man hat seinen Entschluß auch auf Eigensinn zurückführen wollen. Aber auch diese Eigenschaft im hergebrachten Sinne besaß er nicht. Hatte er eine Ansicht gewonnen, eine Meinung gefaßt, so

hielt er zunächst hartnäckig an ihr fest. Bernhard von Lepel, einer seiner nächsten Freunde, schreibt schon 1846 an ihn: „Ich weiß, wie schwer Du von vorgefaßten Meinungen zurückzubringen bist.“ Gelang es aber, ihn durch Gründe, die ihm zusagten, zu überzeugen, warf er sie sofort über den Haufen. Einige Beispiele dafür mögen später Platz finden.

Fontane als Zuhörer

Fontane war nicht nur ein glänzender Erzähler, sondern auch ein vorzüglicher Zuhörer. Ich habe durch ihn und an ihm erst erfahren, was gut zuhören bedeutet.

Zwei Sorten von Zuhörern waren ihm besonders verhaßt. Die einen, die mitten im Zuhören mit den Gedanken abirren und ihr Gegenüber mit starrem Blick ansehen, in Wirklichkeit aber mit Auge und Gedanken ganz woanders weilen. Die anderen aber — fast noch schlimmer — können sich nicht auf eine Unterhaltung konzentrieren und wollen alles mithören, was an verschiedenen Seiten gesprochen wird.

Abgesehen von der Lästigkeit, sich mit solchen Leuten abgeben zu müssen, widerstrebte ihm der Mangel an Höflichkeit, der in diesem Verhalten liegt. Höflichkeit aber war eine Eigenschaft, auf die er großes Gewicht legte, wie er ja selbst einer der höflichsten Menschen war, die ich kennengelernt habe.

Bis zu welcher Kunst des Zuhorens er es brachte, führt mir ein kleiner Vorgang ins Gedächtnis.

Wir feierten im Jahre 1891 den siebenzigsten Geburtstag meiner Mutter, und Fontanes waren auch dabei. Ein Verwandter, ein braver, geachteter Mann, aber kein großes Geisteslicht, bat, ihn dem alten Herrn vorzustellen. Das geschah. Ich blieb in der Nähe stehen, neugierig, wie sich diese Unterhaltung entwickeln würde. — Wie erwartet, begann der Vetter seine Ansprache damit, daß er sich als ein langjähriger Leser der Vossischen Zeitung und besonders der Fontaneschen Kritiken präsentierte. Aber sehr schnell hatte der alte Herr diesen Angriff pariert, indem er den Bewunderer nach seinem Berufe fragte. Und nun hielt dieser, ein Färbereibesitzer,

etwa zehn Minuten lang einen Vortrag über Seidenfärberei, welchem Fontane mit allergrößtem Interesse zuhörte, um sich alsdann mit bekannter Liebenswürdigkeit zu verabschieden. Der Beglückte kam strahlend zu mir, um sich zu bedanken und zu versichern, daß er sich wunderbar unterhalten hätte. Er hatte natürlich nicht gemerkt, daß Fontane ihn zum Reden veranlaßt hatte, selbst aber nur zuhörte.

Ursprung seiner Werke

Viele, vielleicht die meisten seiner Romane verdanken ihren Ursprung selber erlebten, oder doch wenigstens gehörten Geschehnissen. So „Effi Briest“, „l'Adultera“, „Quitt“, „Unwiederbringlich“. Fehlte ihm vielleicht die Fülle der Erfindung, mochte die Fantasie nicht ausreichen, um stets aus Eigenem zu schöpfen, so besaß er doch eine seltene Rezeptivität, die ihn befähigte, Erlebtes, Geschehenes, Gehörtes dichterisch zu gestalten, wie nur er es vermochte.

Mit welcher peinlicher Sorgfalt Fontane arbeitete und feilte, war uns längst bekannt. Wurde doch dieses Thema aus natürlichen, das heißt materiellen Gründen manchmal Gegenstand häuslicher Gespräche. Er hätte sicher — besonders bei seinem Fleiße — erheblich mehr fertigstellen und herausgeben können, wenn ihm das Korrigieren und immer wieder Durcharbeiten nicht soviel Zeit gekostet hätte. Diese Sorgfalt galt auch den Vorarbeiten zu seinen Werken. Wenn dereinst das von Herrn Friedrich Fontane in Neuruppin verwaltete Archiv zur allgemeinen Verfügung stehen wird, mag dieser Teil der Arbeit des Dichters nicht der uninteressanteste für den Forscher sein.

Gewöhnlich nahm er einen der Quartbogen, die in großer Zahl vor ihm lagen, machte seine Federpose, mit der er übrigens bis ans Ende seines Lebens schrieb, zurecht und fixierte die Idee. Dann zeichnete er die Örtlichkeit, stellte also den lokalen Teil genau fest. Schließlich kam das Personenverzeichnis. Auch hier spielen Vorbilder eine Rolle. Öfter finden wir neben den Namen der Romanfiguren die von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten. Also auch hier ist der Ursprung vielleicht öfter im Vorbild als in der Fantasie zu finden.

Als interessantes Beispiel mag die Entstehung des bekannten, umstrittenen Gedichts mit dem Schluß: „Kommen Sie Cohn“, hier angeführt werden.

Es war an seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag. Die Mehrzahl der Gratulanten hatte sich entfernt, und nur eine kleine Zahl Nahestehender war noch um das Geburtstagskind versammelt. Diese Ruhepause benutzte die Familie, um sich mit ihren Gästen dem Büfett, das im Durchgangszimmer, dem sogenannten Berliner Zimmer, aufgebaut war, zu widmen. Ich bemerkte, daß ich im Vorderzimmer, dem Arbeitszimmer des Dichters, mit einem jungen Herrn namens Cohn, einem Freunde des jüngsten Fontane, dessen Sozjus, allein saß. Es war der inzwischen bekanntgewordene Verleger, der Gatte von Clara Diebig.

Er gehörte noch nicht zu den Intimen des Hauses; ich hielt mich auch nicht für berechtigt, ihn zum Frühstück ins Nebenzimmer aufzufordern. Da stand plötzlich der alte Herr auf der Schwelle. Er sah uns beide an, verstand sofort die Situation und reichte dem jungen Herrn den Arm mit den Worten: „Kommen Sie, Cohn.“

Einige Abende später las er uns das Gedicht vor. Es lag auf der Hand, daß zwei Momente besonders zur Entstehung des Gedichtes mitgewirkt hatten: das Erlebnis und der Klang. Über ein drittes wird noch zu sprechen sein.

Ich brauche nicht auszuführen, daß er gern Selbsterlebtes und Gehörtes wiedergab, besonders aber alles, bei dem ein Klang mittönte. „Von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland“, „Olaf Kragebeen“, „Gorm Grimme“, „Bamme, Damme, Kriele, Krielom“ oder: „Die Duncans kommen, die Donalds kommen, die Collins kommen, die Ronalds kommen, und Jack und Tom und Bobby kommen“ sind einige Zeugnisse dafür. „Kommen Sie Cohn“ klang auch. Noch dazu in einem Tone der Resignation, die in dem Gedichte ihren Ausdruck findet.

Ob nicht wie hier ein solcher Klang erste Ursache zu manchem Gedicht war, wäre wohl interessant festzustellen.

Fontane – der Antisemit

War Fontane Antisemit? Mit einer seiner beliebten, oft angewandten Formeln würde er auf diese Frage geantwortet haben: „Ja und nein!“

Man braucht nur die vielen Namen in seinen Briefen zu lesen zum Beweise dafür, wie nahe ihm eine Anzahl von Juden stand, darunter Berthold Auerbach und der Philosoph Professor Lazarus. Dem einzelnen gegenüber, der ihm sympathisch war, schwand jedes Vorurteil. Anders wohl, wo er sie in größerer Zahl vereint sah, und nun Eigentümlichkeiten zu entdecken glaubte, die unangenehm auffielen. Das kommt gelegentlich in seinen Briefen zum Ausdruck. Aber selbst solche Empfindungen und Urteile dürfen nicht zu schwer genommen werden. Finden sich doch auch Stellen mit entgegengesetzter Ansicht. Mit Recht schrieb einmal seine Tochter, daß ihr Vater in hohem Maße Stimmungsmensch gewesen sei, und daß man öfter aus Briefen und Gesprächen widersprechende Urteile über Personen und Dinge lesen und hören könnte, um so mehr als er im Laufe der Jahre seine Anschauungen nach verschiedenen Richtungen geändert habe. Dies gilt auch für seinen Antisemitismus.

Charakteristisch sind zwei diese Fragen berührende Erlebnisse. Auf einem Spaziergang sprach er mir seine Verwunderung aus, daß er das Thema selbst mit nahen Freunden, wie Auerbach und Lazarus, nicht berühren dürfte, und daß eine uns beiden nahestehende Dame stets erregt würde, wenn er auf die Judenfrage käme. Er war erstaunt über diese große Empfindlichkeit einer Kritik gegenüber, die doch nicht von feindlicher Seite und in feindlicher Absicht geübt würde.

Ich versuchte, ihm dieses Empfinden begreiflich zu machen, und es gelang mir schließlich auf folgende Weise: Ich berührte seinen Arm mit meinem Spazierstock.

„Das fühlten Sie überhaupt nicht, wenn ich Sie jetzt nicht darauf aufmerksam machte. Ist aber die Stelle wund, würden Sie wohl schmerzlich zucken. Ähnlich ist es mit den Juden, welche durch die ungerechten und unwürdigen Angriffe schwer verletzt sind und Kritik nur noch ungern vertragen, auch wenn sie von Gutgesinnten kommt.“

Dieser Vergleich sagte ihm zu, und er erklärte, solche Erörterungen künftig zu unterlassen.

Einige Tage nach seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage war eine kleine Zahl von Freunden des Hauses, darunter Erich Schmidt, Paul Schlenker und Otto Brahm zum Abendessen geladen.

Plötzlich forderte Mete den Vater auf, seine beiden neuesten Gedichte vorzulesen. Es waren dies das bereits erwähnte „An meinem Fünfundsiebzigsten“ mit den Schlussworten: „Kommen Sie Cohn“ und „Veränderungen in der Mark“.

Alles war entzückt, besonders Brahm, und es wurde der Wunsch ausgesprochen, die Gedichte zu veröffentlichen. Ich schwieg. Das fiel ihm wohl auf, und er verlangte meine Ansicht. Ich plädierte für vorläufige Zurückhaltung, da in den Gedichten eine Herabsetzung der Juden läge, die eine schwere Kränkung vieler Verehrer zur Folge haben würde. Er war ernstlich erstaunt und erklärte bei Besprechung des ersten Gedichtes mit voller Überzeugung, daß er doch zum Schluß die Ikenplize geradezu ablehne und sich an die Spitze der Pollacks und Meyers stelle.

Ich erklärte ihm:

„Gut. Wir werden hoffentlich noch den Achtzigsten erleben. Die Ikenplize, Bredows und die andern von Adel haben inzwischen ihr Unrecht gegen Sie eingesehen und erscheinen in Massen. Sind dagegen Ihre jüdischen Verehrer weniger zahlreich antreten, so werden Sie ein Gedicht machen, das die Enttäuschung zum Aus-

druck bringt, daß statt der erwarteten Pollacks und Meyers die Bredows und Izenplize erschienen seien. Vielleicht mit der Schlußpointe: „Kommen Sie Izenpliz!“

Da mußte er lachen. „Sie haben natürlich recht. Das geht nicht. Der Adel wird als das höherstehende Element behandelt. Die Gedichte werden nicht gedruckt.“

Sie erschienen dann auch erst nach seinem Tode.

Die Zwanglosen zum 75. Geburtstage

Zum 75. Geburtstage des Dichters planten die „Zwanglosen“, ein im Jahre 1884 gegründeter Freundeskreis, eine besondere Ehrung des Dichters. Er hielt etwas auf sie; gehörten ihnen doch seine Söhne George und Theo, Fritz Mauthner, Paul Schlenker, Carl Posner, Otto Brahm, Otto Pniower, Siegfried Dohs und Richard Sternfeld an. Die blaue Kasse, unsere Schatzbewahrerin, enthielt genügenden Mammon, um ein würdiges Geschenk beschaffen zu können. So einigten wir uns auf eine Spende von Rheinwein als eine einem deutschen Dichter ziemende Gabe. Einer bekannten Weinbaugesellschaft am Rheine nahegehend, besorgte ich zwei Duzend Flaschen der besten Sorten Rheingauer Weines. Es stimmt mich heut noch melancholisch, wenn ich dein gedenke, du 68er Rudesheimer Berg, Orleans-Trockenbeer-Auslese, desgleichen kaum mehr in der Welt existiert.

Ich machte mir nun eine schwere, schwere Arbeit und las die meisten Werke Fontanes hintereinander durch. Aber nicht, um sie zu genießen, sondern bis zum Stumpfsinn, um goldene Worte von ihm zu suchen. Denn außer dem üblichen Etikett mit der Weinsorte sollte jede Flasche ein zweites mit einem passenden Zitat des Dichters erhalten. Soweit ich mich noch erinnere, stand auf der zweitbesten Flasche, einer herrlichen alten Rauenthaler Auslese: „Mach Dich vertraut mit dem Gedanken, daß doch das Letzte kommen muß.“ (Gedichte: Memento.) Die Rudesheimer Orleans-Auslese aber bekam die Aufschrift: „Das aber sei Dein Heiligtum!“ (Sprüche Nr. 4.) Hans Herz, jüngerer Mitinhaber der Besserschen Buchhandlung und ich, jeder einen Korb mit zwölf

Flaschen am Arm, folgten Schlenther, der, einen gefüllten Pokal in der Hand, das Geburtstagskind also ansprach:

„Auch Fontanes Herz erfreut der Wein,
So sprachen Herz und Meyer.
Drum holen wir ihm den vom Rhein;
Du Schlenther, schlägst die Leier.
Nun hat mein Lied vom „Lafontaine“
Schon Tante Voss geleiert,
Und ich steh hier in Dichterwehn,
Beherzt nicht, nein bemeiert.
Was tu ich nun? Wie fang' ich's an?
Nur zwanglos üb' ich Jugend:
Drum trink mit uns, du junger Mann!
Es kommt vom Bund der Jugend.“

Unser Erfolg war groß, besonders bei den Alten, so vor allem bei Adolf Menzel und Knaut. Und Ludwig Pietzsch konnte sich nicht versagen, unseren Aufzug in der Vossischen Zeitung zu rühmen.

Die Belohnung, besonders für mich, blieb dann auch nicht aus. Mit dem Dankschreiben sandte er mir seine Photographie. Auf die Rückseite hatte er geschrieben:

„Au brave des braves.
Dem Einzigen, der so tapfer gewesen,
Meine opera omnia durchzulesen.“

Briefe und Widmungen

Die Zahl der Briefe, die ich von Fontane erhielt, ist gering und geht nicht viel über ein Duzend hinaus. Dies lag aber wesentlich an mir selbst. Man brauchte nur an ihn zu schreiben, um mit Sicherheit eine Antwort zu erhalten. Schon als Mann der Höflichkeit fühlte er wohl die Pflicht, jeden empfangenen Brief zu beantworten. Dann aber schrieb er auch gern Briefe. Er war sich seines besonderen Talentes hierfür wohl bewußt.

Die meisten Briefe eignen sich aus verschiedenen Gründen nicht zur Veröffentlichung.

Einige mögen aber hier Platz finden.

„Berlin 13. Juni 90
Potsdamer Straße 134c

Hochgeehrter Herr.

Es scheint mir „indiciert“, als Gast der Zwanglosen der Gesamtheit und ihrem Schatzmeister noch nachträglich meinen resp. unseren Dank für das reizende Havelfest auszusprechen und Sie hochgeehrter Herr, um Uebermittlung dieses Dankes zu bitten.

Der reizende Sternheim-Abend — es war als ob ein Stern in den Balkon hineinschiene — ist Ihnen und Frau Gemahlin hoffentlich gut bekommen; es hatte so was südliches, jenseits der Spreekähne das goldene Horn und die Damen Gott sei Dank unverschleiert. Fast auch Witte.

In vorzüglicher Ergebenheit
L h. F o n t a n e.“

Der erste Teil des Schreibens bezieht sich, wie ersichtlich, auf einen Ausflug, den die Zwanglosen kurz vorher gemacht hatten.

Der zweite Absatz gedenkt eines kleinen Dinners bei meiner Schwester, Frau Marie Sternheim, die damals am Hafenplatz in dem bekannten maurischen Hause wohnte. Witte, ein intimer Freund Fontanes, war der bekannte Reichstagsabgeordnete Friedrich Witte aus Rostock, ein geistreicher, witziger Herr und vorzüglicher Gesellschafter, der einem guten Tisch und guten Weinen — die es damals noch gab — nicht abhold war.

Auf die Übersendung eines Zeitungsartikels von dem Schriftsteller M. Necker erhielt ich die Antwort, die einer Erklärung nicht bedarf.

„Berlin 7. Juni 94
Potsdamer Straße 134c

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen und Beilage. Wenn die Necker immer so sind, wird man gern geneckt. Ich hatte von dem Artikel schon gehört, mit dem Hinzufügen, „Ebers würde zu madig gemacht“. Träfe dies zu, so würde mich das geradezu geniren, denn es ist immer fatal, einen Anderen beim Kragen genommen zu sehen, damit man selber Platz kriegt. Aber von solchem brutalen Polizeigriff kann ich in dem Artikel nichts finden. Er kommt einfach schlechter weg als ich, was mir lieber ist, als das Umgekehrte.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen,
in vorzüglicher Ergebenheit
L h. F o n t a n e .“

Zu seinem Geburtstag — dem letzten — schenkte meine Frau und ich ihm außer einem Block zu dem Abreißkalender, den er früher einmal von mir erhalten hatte, einen Korb mit „Stilleben“. Der am nächsten Tage eintreffende, schriftliche Dank an meine Frau lautet:

„Hochverehrte gnädigste Frau.

Zu meinen schlechtesten Angewohnheiten gehört auch die: Geschenke mit verlegenem Gesicht anzunehmen und nicht einmal „Danke“ zu sagen.

Da heißt es denn reumütig nachexerciren. Ich schwankte hinsichtlich des Wohin, an ihn oder an Sie? Der Korb in seinem Gewicht gab aber den Ausschlag und so siegte der Träger über den Geber. Daß „tragen“ Frauenlos ist, konnte nichts daran ändern.

Ueber den Inhalt der Flaschen lasse ich mich in einem Privatissimum durch Ihren Herrn Gemahl unterrichten, damit keine Verwechslung vorkommt, wenn sich Bismarck zum Frühstück bei mir ansagt.

Eine ganz besondere Freude war mir noch der neue Abreiß-Kalender, dessen sonntäglich rote „I“ (trotzdem wir erst Sonnabend haben) mich freundlich und beinah glückverheißend ansieht.

In vorzüglicher Ergebenheit
L h. F o n t a n e.“

Berlin 1. Januar 98

Der folgende Brief bezieht sich auf die Nordpolfahrt und deren Ende, welche im Stechlin (1. Auflage, Seite 453) der Pfarrer Lorenzen dem alten Stechlin von dem Nordpolfahrer, dem amerikanischen Leutnant Greely erzählt.

Ich war damals Mitglied der Deutschen Kolonialgesellschaft, und Fontane hatte mich gebeten, an sachkundiger Stelle den historisch zuverlässigen Tatbestand festzustellen. Meine Auskunft hatte sich wohl etwas verzögert. Denn ich erhielt von ihm folgende Antwort:

„Berlin 12. Januar 98

Schönen Dank, hochgeehrter Herr und Freund, für Ihren lieben Brief. „Zurück, Du rettetest den Freund nicht mehr,“ — Greely wird sich, richtig oder falsch, in den nächsten Tagen schon dem

deutschen Lesepublikum präsentiren, auf dessen Unwissenheit ich vertrauensvoll rechne. Leider liegt es so, daß diese Unwissenheit immer nur da ist, wo man sie nicht wünscht, und immer fehlt, wo man Nutzen aus ihr ziehen möchte.

Ich warte nun alles ruhig ab. Ist meine Darstellung falsch, so wird ein wissender mich corrigiren und ich verbessere danach die betr. Stelle, wenn auch vielleicht erst in einer 2. Auflage des Buches.

Mit der Bitte mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen,

in vorzüglicher Ergebenheit
L h. F o n t a n e."

Ein Brief vom 28. November 1894 erinnert mich an einen fröhlichen Abend. Der Dichter war einige Tage vorher zum Ehren-Doktor der Berliner Universität promoviert worden. Ich hatte es schon früher erfahren und veranstaltete in meinem Hause am Tage nach der feierlichen Überreichung des Doktordiploms ein Essen, um den jungen Doktor im Kreise der zwanglosen Freunde zu feiern. Nach dem Essen gab es eine kleine Musikveranstaltung. Max Friedländer, später würdiger Geheimer Regierungsrat und Professor, sang mit seiner trefflichen Kunst den Douglas von Löwe-Fontane. Dann folgte unsere unvergeßliche Emilie Herzog mit Liedern, deren eines Freund Richard Sternfeld nach einem Fontaneschen Gedicht vertont hatte und am Flügel begleitete. Nach Beendigung des Liedes sah Sternfeld den Dichter, der neben ihm saß, erwartungsvoll an. Der nickt ihm dankbar zu und sagt: „Gehr schön, lieber Sternfeld, aber von wem ist der Text?“ Tableau!

Der Brief, den ich darauf erhielt, lautete:

„Diese drei Tage standen im Zeichen des Dankesbriefes. Der letzte davon, (ich sage nicht der wievielfte), nimmt noch einmal einen größeren Anlauf, weil es nicht für einen Brief, sondern für eine Feier, nicht für einen Glückwunsch im Telegrammstil, sondern für

eine Festrede zu danken gilt. Es war außerordentlich liebenswürdig und schmeichelhaft und ich kann bei dem Namen Meyer (aber in ganz andrem Sinne wie jener Hauptmann) nur ausrufen „auch das noch!“ Daß ich Sternfeld als Liederkomponisten kennen lernte, war noch ein Extra.“

Charakteristisch sind auch seine Widmungen. In „Meine Kinderjahre“, einen ziemlich dünnen Band, schrieb er mir hinein:

„Unbei mein Neustes, das Ihrer freundlichen Beurteilung bestens empfohlen sei. Das bekannte „wenig mit Liebe“ paßt hier, auf den Inhalt hin angesehen, jedenfalls, vielleicht auch sonst noch.“

Der doppelt so starke Band „von zwanzig bis dreißig“ dagegen erhielt die längere Widmung:

„Erlauben Sie mir Ihnen und Frau Gemahlin in Beifolgendem mein Neustes überreichen zu dürfen.

In Schmiedeberg antwortete mal eine junge Oberförstersfrau auf die an sie gerichtete Frage: „was haben Sie denn Ihrem lieben Manne zu Weihnachten bescheert?“ „oh, ich habe ihm „a l l e W e r k e“ geschenkt.““

Der Umfang dieses meines Buches, drin alles steht, was Gott weiß und nicht weiß, erinnert einigermaßen an diese dunkle, halb grausenhafte Antwort.“

Erdfunde

Daß Fontane besonderes Interesse an Geschichte und Geographie hatte, dürfte aus seinen Briefen bekannt sein.

Er war unwohl gewesen, und ich wollte mich nach seinem Befinden erkundigen. Silla, die treue Magd des Hauses, öffnete mir und beruhigte mich, indem sie mich in das Wohnzimmer geleitete und mitteilte, daß Herr Geheimrat Zöllner, einer der nächsten Freunde Fontanes und sein Nachfolger im Amte des ständigen Sekretärs der Akademie der Künste, bei ihm sei. Lächelnd wies sie auf das Nebenzimmer, des Dichters Arbeitszimmer. Überrascht horchte ich auf. Denn in kurzen Zwischenräumen hörte ich ein lautes Wort Zöllners und darauf einen Ton, als ob jemand mit der Peitsche knallte. Leise öffnete ich die Tür, und hatte ein eigenartiges Bild vor mir.

Über dem Sofa, auf welchem Fontane lag, mit einem langen Rohrstock in der Hand, hing eine große Karte von Afrika. Daneben stand Zöllner. Dieser rief kurz einen Ort, etwa: „Togo“, und sofort knallte der Rohrstock gegen die Karte. Nun wurde festgestellt, ob der Stock richtig getroffen hatte, dann gings weiter: „Dar-es-Salaam“ — Knall — „Tanganjika“ — Knall, usw. So trieben die beiden alten Herren Erdfunde, bemüht, sich, das damals neue deutsche Kolonialreich zu eigen zu machen.

Sein Testament

Im Jahre 1892 wollte er sein Testament machen. Zunächst war er erstaunt, als ich ihn fragte, was und wie er bestimmen wollte. Das vorzuschlagen wäre doch meine Sache. Ich setzte ihm auseinander, daß er den materiellen Inhalt seines letzten Willens festzulegen habe; meine Aufgabe sei es nur, die erforderliche Form zu geben. Er verlangte Beispiele. Ich erklärte ihm, wie er Frau und Kinder als Erben ernennen könne, die Frau als Erbin bzw. Vorerbin allein, daß er auch mit ihr ein gegenseitiges Testament machen könne, usw. Nun wurde er Feuer und Flamme. Man hatte den Eindruck, als betrachte er sich auch hier als Künstler und behandle seinen letzten Willen als Kunstschöpfung. Jede einzelne Bestimmung interessierte ihn besonders.

Wir fuhren, als das Testament fertig war, auf das Amtsgericht, das, wie jetzt noch, in der Neuen Friedrichstraße seinen Sitz hatte. Es sah allerdings damals anders aus als heute. Denn es war noch dasselbe Gebäude, das Friedrich der Große erbaut hatte, und das als Kadettenanstalt bis zum Neubau in Großlichterfelde diente. Dort hatte sein ältester Sohn George, der im Jahre 1887 starb, mehrere Jahre als Lehrer seines Amtes gewaltet, und dem Vater waren die Räume durch seine Besuche bekannt und vertraut. Hier sein Testament niederzulegen, hatte für ihn einen besonderen Reiz. Auf der einen Seite des langen Korridors im Erdgeschoß lag das Zimmer des amtierenden Richters, des bekannten Geheimrats Jordan, auf der anderen das Wartezimmer, in dem stets eine größere Zahl von Besuchern saß. Auch damals schon trotz der einfacheren Verkehrsverhältnisse erledigte sich die Abfertigung nicht so schnell wie früher vor 1870. Man konnte auf eine

erhebliche Wartezeit rechnen, bis man an die Reihe kam. Uns Anwälten gelang eine schnellere Erledigung. Wir blieben auf dem Korridor, von wo uns der befreundete Gerichtsbote, ohne daß die anderen Wartenden es bemerkten, ins Amtszimmer geleitete. Eine kleine Unregelmäßigkeit in der alten guten Zeit.

Ich wollte mit dem Ehepaar auf diese Weise zum Richter hingelangen. Aber da kam ich schön an. Das gab der alte Herr nicht zu. Er wollte warten, wollte das Zimmer sehen, das ihm aus früherer Zeit bekannt war, wollte die Leute beobachten, die in gleicher Lage waren wie er. Alles das interessierte ihn viel zu sehr. So warteten wir denn eine geraume Zeit, bis wir aufgerufen wurden.

Und nun kam eine Szene, die ich nie vergessen habe. Der Stellvertreter des Geheimrat Jordan, ein Assessor oder Referendar, empfing uns.

Ich legitimierte das Ehepaar. „Fontane.“

„Wie ist der Name?“ lautete die Gegenfrage.

„Fontane.“

„Ich bitte ihn zu buchstabieren.“

Das geschah. Nun blizt es auf, dachte ich. Aber es blizte nichts.

„Der Vorname?“

„Theodor.“

Auch jetzt noch blickte der Amtierende ernst auf sein Protokoll und schrieb, und selbst der Beruf „Schriftsteller“ änderte nichts an seiner Haltung. Es war klar, — er kannte Fontane nicht, hatte im Jahre 1892, nachdem bereits außer den Gedichten und den Wanderungen durch die Mark Brandenburg die Romane „Vor dem Sturm“, „Grete Minde“, „Ellernklipp“, „Irrungen Wirrungen“, „Quitt“ usw. erschienen waren, nichts von ihm gehört und gelesen. Halb wehmütig, halb erheitert durch diesen Beweis für seine Popularität sah mich der Dichter an. Er nahm es aber nicht tragisch. Daß ihn aber der Mangel an Teilnahme und besonders an Erfolg doch schmerzte, während die Werke von

Paul Heyse, Friedrich Spielhagen und gar von Julius Wolff in größten Auflagen erschienen, war mir bekannt.

Aber er kam, wie so oft, auch hier darüber hinweg.

Es sei hier gleich angefügt, daß er bei der Besprechung des Testaments angeordnet hatte, daß alle ungedruckten Schriftstücke, die in seinem Nachlaß vorgefunden würden, verbrannt werden sollten. Ich wußte nun, daß er öfter über ein gerade aktuelles Thema seine Gedanken niedergeschrieben hatte. Und so hofften wir im Freundeskreise, daß sich noch eine erhebliche Anzahl solcher wertvoller Äußerungen vorfinden würde.

Seine Verfügung erschreckte mich also, und ich sah mich nach einem Ausweg um. Denn hätte ich ihm etwa mit jener Begründung widersprochen, so wäre eine Änderung ausgeschlossen gewesen.

Ich legte ihm also den Entwurf nach seinem Wunsche vor, und zwar erst nach einigen Tagen, und machte hierbei meine Bedenken geltend. Ich wies darauf hin, daß Effi Briest gerade fertig sei und nur noch einer letzten Überarbeitung unterworfen werden sollte, die im Notfalle seine Tochter erledigen könnte. Wenn ihm nun vor der Drucklegung plötzlich ein Unglück zustieße, müßte das Manuskript vernichtet werden, und seiner Frau und Tochter ginge eine sehr erhebliche Einnahme verloren.

Das machte ihn stutzig. Und als er nach einem Ausweg fragte, schlug ich ihm vor, eine Kommission aus zwei Mitgliedern seiner Familie und einem literarischen Beirat, wie Schlenther oder Brahm zu bestellen, und dieser die Entscheidung über den ungedruckten Nachlaß zu überlassen. Er gab seine Zustimmung und ernannte zu diesem Zwecke seine Tochter, Paul Schlenther und mich zu seinen Testamentsvollstreckern.

Fontane urteilte auch scharf gegen sich selbst. Dies beweist auch diese Absicht bezüglich seines literarischen Nachlasses. Denn wie wenig von den Testamentsvollstreckern — zur Zeit wenigstens — als druckfähig anerkannt wurde, beweist der von Joseph Ettlinger

1908 herausgegebene Band „Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane“, welcher nur ein paar Duzend nicht gedruckter Gedichte, den unfertigen Roman „Mathilde Möhring“ und einige literarische Studien enthält.

Seine Biographen werden allerdings wohl noch erhebliches Material in dem von seinem Sohne, dem Verleger Herrn Friedrich Fontane in Neuruppin verwalteten Archiv finden. Die Zahl noch ungedruckter Gedichte, die mir seinerzeit zur Entscheidung über Druck oder Nichtdruck vorlagen, ist erheblich.

l'Adultera

Conrad Wandrey sagt in seiner Fontane-Biographie, daß es in l'Adultera nicht das Ehetema war, das Fontane anzog, sondern eine einzige Gestalt, l'Adultera, Melanie van der Straaten. Er habe sich einer Ehegeschichte bedient, um ein Paar interessante Menschen zu zeichnen.

Diese Ansicht dürfte annähernd zutreffen. Ganz scharf genommen, handelte es sich für Fontane um eine Art von Ehrenrettung der Frau, nicht etwa um einen Gegensatz oder Kampf zwischen den so ungleichen Ehegatten. Der Mann an sich hatte kein Interesse für ihn; er erhielt es erst als notwendige Gegenfigur, um bis zu einem gewissen Grade das Verhalten der Frau zu begründen und zu rechtfertigen.

Wie lag doch der Fall?

Es erregte seinerzeit ungeheures Aufsehen in Berlin, daß eine Frau der besten Gesellschaft Mann und Kinder verließ, um einem anderen, den sie liebte, zu folgen. In ihrem Hause verkehrten mehrere Mitglieder des Rütli, einer kleinen Freundesvereinigung, der außer Fontane, wenn ich mich recht erinnere, u. a. der Kunsthistoriker Lübke und der Architekt Lucä angehörten. Auch im Rütlikreise wurde der Kampf für und gegen die Frau geführt. Fontane kannte das Ehepaar persönlich nicht. Aus dem, was er von den Freunden hörte, gewann er Interesse an der Frau. Ihr Verhalten erklärlich zu machen und menschlich näher zu bringen, stellte er sich zur Aufgabe. So hat er nach meiner Erinnerung die Entstehung des Romans erklärt. Daß er bei der Darstellung der Persönlichkeiten der Wirklichkeit nahe kam, erfuhr er zu seinem Erstaunen nach dem Erscheinen des Werkes.

Ich kann mir aber hierbei nicht versagen, der unrichtigen Zeichnung Wandreys zu widersprechen, der van der Straaten charakterisiert: „als einen reich gewordenen Emporkömmling, der prozentaft und gutmütig zugleich, nie eine gute Kinderstube genossen habe.“ In Wirklichkeit schildert ihn Fontane als bereits reicher Leute Kind — Emil, der Kutscher, ist schon von dem Vater übernommen — und als einen Mann, der ein hohes Interesse für die Kunst hatte. Sein durch vieles Sehen kunstgeübtes Auge wird besonders betont. Zehn glückliche Jahre, glücklich für beide, stellt der Dichter im Anfange des Romans ausdrücklich fest. Und eine Änderung des Charakters des Ehemanns tritt im Verlaufe der Erzählung nicht ein.

Diese Zeichnung entspricht auch etwa der Persönlichkeit des Urbildes. Ich habe, in der Nähe seiner Wohnung geboren und aufgewachsen, viel von ihm erzählen hören. Er galt als ein tüchtiger Kaufmann, als gütiger Mensch und für die Kunst in hohem Maße interessiert und erfreute sich großen Ansehens bei seinen Berufsgenossen und in der Gesellschaft. Er soll, wie man mir erzählte, ein Berliner in bestem Sinne gewesen sein. Sein Berlinitum hat aber wohl ebensowenig, wie bei van der Straaten, seinen Charakter irgendwie beeinflußt.

Was soll der Unsinn?

Für die Resignation und Lebensmüdigkeit Fontanes in den letzten Lebensjahren wird wiederholt die von ihm öfter gebrauchte Redensart „Was soll der Unsinn?“ in Anspruch genommen. Entspricht sie schon an mehreren Stellen in seinen Briefen dieser Auffassung offensichtlich nicht, so widerspricht ihre Herkunft ihr durchaus.

Einer der Beliebtesten unseres Freundeskreises „Die Zwanglosen“ war der Verlagsbuchhändler Hans Herz. Seinem Humor und seiner lebendigen Art, Anekdoten, namentlich in Berliner Jargon zu erzählen, verdanken wir folgenden Scherz, den er als eigenes Erlebnis zum besten zu geben pflegte.

Er geht seines Weges, als kurz vor ihm ein Kolonialwarenhändler aus seinem Laden herausstürzt, einen davorstehenden kleinen Knaben packt und verprügelt. Der Armste schreit jämmerlich, so daß unser Hans Herz sich mitleidvoll bewogen fühlt, einzuschreiten. Er stellt also den Händler zur Rede.

„Das sagen Sie so, lieber Herr“, erwiderte jener. „Jeden Tag steht der Bengel, wenn er von Schule kommt oder hinjeht, hier beim Keller still und paßt uff. Wenn denn keiner von uns irade hinsieht, stellt er sich da an das Faß Sauerkohl und p . . . t rin. Nu schad't ja det den Sauerkohl nischt — aber wat soll der Unsinn?“

Das war etwas für Fontane, dem wir die Anekdote alsbald erzählten.

Das Zitat erschien nun öfter, — zum ersten Male in seinem Brief vom 3. August 1889, — also neun Jahre vor seinem Tode, an den alten Freund und Rütligenossen Professor Lazarus. Die Art, wie er es hier und an anderen Stellen, und zwar meist

in anderem Sinne verwendet, spricht gerade für seine alte Frische und Kraft bis in die letzten Tage seines Lebens.

Das erfuhr auch, wer ihm begegnete. Man wurde noch immer von dem anziehenden, frischen und geistvollen Plauderer gefangen.

Zweifellos hatte er Stunden der Müdigkeit. Das beweisen seine letzten Gedichte; es war auch bei seinem Alter nicht zu verwundern. Aber „das möchte ich noch erleben“ überwog doch stark. Hätte ihm einer ernstlich Resignation und Lebensmüdigkeit vorgehalten, so wäre die treffende Antwort gewesen: „Was soll der Unsinn?“

Es mag hierbei bemerkt werden, daß er ein besonderer Freund der Anekdote war, sie gern hörte und als vorzüglicher, temperamentvoller Erzähler oft Gebrauch von ihr machte. Er lehnte sie aber entschieden ab, wenn sie ausschließlich auf einen Wortwitz hinauslief, oder gar nur eine gemeine Zote bezweckte. Er verlangte von ihr eine Tendenz ins Allgemeine. Dann allerdings mochte Stoff und Inhalt derart sein, daß man sie in Damengesellschaft nicht gut vortragen konnte.

Harmlose Anzüglichkeiten bevorzugte er, und so mochte er wohl auch schmunzeln, wenn ihm der zitierte Ausspruch in den Kopf kam und er ihn niederschrieb.

Seine Frauen

Wenn ich nun der beiden Frauen gedenke, die Fontane am nächsten standen, muß es mir schon gestattet sein, auch meine Schwester, Frau Marie Sternheim, zu erwähnen. Wird sie doch in den Briefen an seine Familie (II. Auflage S. 245) als die seit Jahren nächste und bewährteste Freundin der Fontaneschen Familie bezeichnet. Sie war durch mich mit ihnen bekannt geworden; zunächst mit Freund Theo, dann mit „Mete“ und schließlich mit den Eltern.

Marie war nicht eigentlich „literarisch“ veranlagt, nahm aber Anteil und hatte Interesse an allem, was Freunde anging und bewegte. So hat sie denn auch wohl nur in geringem Maße literarische Unterhaltungen mit dem Dichter geführt. Die Art und Weise aber, in der sie ihm begegnete, die Liebe, die sie ihm und der Familie entgegenbrachte, die Freude und der Genuß, die sie über seine Werke empfand, der feine Takt, mit dem sie ihn behandelte, die stete Bereitschaft als Freundin zu Rat und Tat, zogen ihn an. So schrieb er am 24. April 1891 an „Mete“: „Frau Sternheim ist so ziemlich die normalste, angenehmste und liebenswürdigste Frau, die ich kenne.“

Und in dem Schreiben an seine Frau vom 19. September 1898, zwei Tage vor seinem Tode: „Aber Du vergißt meine 34 Pulsschläge. Wenn ich beim See sitze, geht es, und wenn ich meine gute Frau Sternheim sehe, geht es noch besser.“

Mit Mete war sie innig befreundet, so sehr beide auch in geistiger Veranlagung, Temperament und Charakter voneinander abwichen. Aber vielleicht gerade deswegen.

Martha Fontane ist eine der interessantesten Frauen, die mir im Leben begegnet sind. Keine Schönheit, aber von guter Figur, mit lebendigen, geistvollen Augen und von großer körperlicher und geisti-

ger Beweglichkeit, und zwar diese in einem Maße vereinigt, daß die Anregung, die von ihr ausging, immer wohltuend und reizvoll war.

In der Unterhaltung sowie in ihren Briefen war sie die echte Tochter des Vaters, dessen Liebe sie auch in besonderem Maße besaß, da er in ihr soviel aus „Eigenem“ wiedererblickte.

Dabei hatte sie ein weiches Gemüt und die weibliche Fähigkeit, sich anderen, auch geistig erheblich unter ihr Stehenden, zu fügen. Das bewies sie erfolgreich in Stellungen, die sie übernahm.

Daneben fehlte ihr nicht die Empfänglichkeit für heitere und auch für materielle Genüsse. Ich glaube, daß dieser Charakterzug zum Teil beitrug, die Ehe mit dem erheblich älteren Architekten, Professor Fritsch, obwohl sie schon über 40 Jahre alt war, einzugehen. Freilich war er ein in seinem Fache angesehener Künstler, ein Mann von hoher Bildung und von vorzüglichem Charakter, so daß schließlich seine P e r s ö n l i c h k e i t doch wohl den Ausschlag für die Heirat gab.

Leider verflossen die letzten Lebensjahre dieser bedeutenden, liebenswürdigen Frau trübe. Ihre sensiblen Nerven, ein Erbteil von beiden Eltern, machten sich allzusehr bemerkbar. Sie verlor allmählich ihr Letztes und Bestes: die Lebensfreudigkeit, und zog sich völlig zurück. Zu ihrem Glück dauerten ihre Leiden nach dem Tode ihres Mannes nicht mehr lange. An einem sonnigen Wintertage gaben wir ihr das letzte Geleit zum Kirchhof in Waren in Mecklenburg, wo sie die letzten Jahre auf ihrem schönen Landsitz verbracht hatte.

Wie aber könnte ich Erinnerungen an Theodor Fontane schließen, ohne ganz besonders der Frau zu gedenken, die ein halbes Jahrhundert mit ihm und für ihn gelebt hat. Als Fontanes Briefe an die Familie im Jahre 1904 erschienen, erregten sie Aufsehen, und viel Bedenken erhob sich. Oft mußte ich den Vorwurf hören, wie hart der Dichter seine Frau behandelt habe und welches Unrecht die Familie gegen die Mutter beginge, als sie die Veröffentlichung von Briefen zuließ, die soviel Lieblosigkeit und Härte enthielten.

Kein Urteil ist ungerechtfertigter als dieses. Fontane war viel zu

gerecht denkend und eine viel zu vornehme Natur, um vorsätzlich jemand kränken zu können, und nun gar seine Frau, die er liebte, und deren Wert niemand so kannte und würdigte wie er.

Er hatte öfter das Schicksal, unrichtig oder nicht vollwichtig eingeschätzt zu werden. Das war ja durch viele Jahre sein Schmerz. So ging's ihm zuerst mit seinen Gedichten, so mit seinen Romanen, so endlich mit seinen Kritiken. Es ist wohl bekannt, daß Adolf Glasbrenner die bekannte Kritikerchiffre Fontanes „Th. F.“ als „Theaterfremdling“ auslegte. Erst die Besten der damals Jüngsten, wie Schlenther und Brahm, mußten kommen, um seine Bedeutung als Kritiker zu erkennen und auszusprechen. Gehörte doch das Abwägen und Urteilen zu den Grundzügen seines Wesens. Man lese nur nach, wie er selbst über und an Freunde, wie Paul Heyse und Theodor Storm, die er liebte und als Dichter besonders hochstellte, schrieb.

Fast immer neben höchster Bewertung und Einschätzung eine Einschränkung. Das war eben seine Art. Und diese Art machte sich auch seiner Familie, besonders seiner Frau gegenüber geltend. Wie er sich ständig mit den Dingen auseinandersetzte, die ihn beschäftigten, so mit seiner Familie, mit seiner Frau.

Das erkannte auch niemand besser als sie. Sie war es denn auch selber, die die Herausgabe dieser Briefe verlangte und dem Schwiegersohn, Professor Fritsch, überließ. Lächelnd las sie seine Vorwürfe aus vergangener Zeit, lächelnd hörte sie die Bedenken, die gegen die Veröffentlichung geltend gemacht wurden. Wie lag das alles hinter ihr. Wie hoch stand sie längst darüber. Sie wußte genau, was er ihr, aber auch, was sie ihm gewesen war.

Es ist bekannt, wie Fontane in die Ehe ging; ohne Mittel und noch ohne Namen und Ruf als Dichter und Schriftsteller, und wie oft und lange „Frau Sorge“ sich im Hause breit machte. Wie ein Wunder erschien es, daß trotzdem das Wort „Schulden“ nicht geduldet wurde. Daran mag wohl sein unermüdlicher Fleiß und auch sein Ordnungssinn erheblichen Anteil gehabt haben. Jedoch — was wäre er ohne die Frau gewesen?

Soweit ich gehört und auch wohl selbst beobachtet habe, nahm er an allen Dingen des Hauses und der Wirtschaft, an der Erziehung der Kinder, an Essen und Trinken und an der Geselligkeit lebhaften Anteil. Die Einkäufe für die Küche interessierten ihn ebenso wie alles andere, was um ihn herum vorging. Aber fast immer nur als Beobachter. Tätig eingegriffen hat er wohl selten.

So lag die ganze Last des Hauswesens, der Kinderpflege und -erziehung auf der Frau. Daneben schrieb sie mit ihrer guten und deutlichen Handschrift fast seine sämtlichen Manuskripte für den Druck ab, eine nicht geringe Arbeit bei seinen vielen Korrekturen.

Sie führte und verwaltete auch stets die Kasse, und als sich ein kleines Vermögen ansammelte dieses.

Um alles das kümmerte er sich nicht, oder doch nur wenig. So konnte es wohl geschehen, daß er ohne Geld in der Tasche auf die Straße ging. Was ihn nur gelegentlich bedrückte, war, daß er wiederholt Bedürftige, besonders sogenannte Kollegen, abweisen mußte. Er erzählte deshalb einmal triumphierend, daß er sich jetzt ein besonderes Taschengeld zum Privatgebrauch zurücklege, um solche Ausgaben, ohne Rechenschaft ablegen zu müssen, bestreiten zu können. Er war eine noble Natur. Die größte Freude machte es ihm, dem Droschkentischer für eine Fahrt, die damals 60 Pfennige kostete, eine Mark zu geben, und ihm den Rest als Trinkgeld zu überlassen. Er genoß dann das Gefühl des wohlhabenden Mannes, das er sich leider nur selten leisten konnte.

Daran hinderte ihn auch die Frau nicht. Sie gab selbst gern, natürlich, soweit die Verhältnisse es erlaubten. So machte es ihr ebensoviel Freude wie ihm, als ein kleiner Wohlstand es zuließ, öfter zum Abendessen einzuladen. Dann war sie die l i e b e n s - w ü r d i g s t e Wirtin, aber auch die b e s t e Wirtin. Sie hatte mit der Tochter den Tisch gedeckt, um schließlich als Dame des Hauses dem Manne ebenbürtig zur Seite zu stehen. Wenn auch Fontane in seinen Briefen manches Mal über seine Frau scherzt, weil sie ein Fremdwort falsch anbringt, oder einen bekannten Buch-

händler, den sie lange nicht gesehen, mit einem hohen Beamten verwechselt und Excellenz tituliert, und auf diese Weise manche drollige Szene verursacht, so wußte er doch wieder am besten, daß ihre Bedeutung für ihn nicht zuletzt nach der geistigen Seite hin lag. Er hat denn auch nicht selten ihr Urteil gefordert und befolgt.

Fontane starb am Abend des 20. September 1898.

Er hatte sich mit der Tochter lebhaft unterhalten. Verlangte von ihr einen Likör, den er, wenn auch selten, gern trank. Während sie das Glas holte, ging er in sein Schlafzimmer. Sein langes Verweilen dort beunruhigte sie. Und als sie die Tür öffnete, fand sie den Vater über dem Bett liegend. So schloß ein sanfter Tod ein glückliches Alter. Ich erhielt von Meta die Mitteilung am nächsten Morgen und war kurz danach im Trauerhause. Die alte, treue Freundin der Familie, Frau Geheimrat Zöllner, empfing mich und führte mich an sein Bett. Schwer war der Abschied von dem teuren, jetzt ach so stillen Mann. Ich ging noch einmal durch die lieben trauten Räume.

Sein Schreibtisch zeigte das bekannte Bild größter Ordnung, trotz eben verlassener Arbeit. Seine letzte Aufzeichnung lag vor mir, die Liste derer, die den eben erschienenen *Stechlin* von ihm erhalten sollten.

Diese letzte Tätigkeit wirkte wie symbolisch. Sie schloß, wenn auch rein äußerlich, seine Altersarbeit ab.

Die nächste Sorge war: *Frau Emilie!*

Sie hielt sich zum Besuche bei alten Freunden auf. Am folgenden Tage kehrte sie heim. Aber sie brach nicht zusammen, wie man gefürchtet hatte. Die Pflicht gegen den geliebten großen Toten hielt sie aufrecht. Wie sie seine letzte Absicht ausführte und den in der Liste Notierten den *Stechlin* überreichte — auf dessen Titelblatt sie die Visitenkarte „Theodor Fontane“ klebte mit dem Zusatz darüber: „noch im Auftrage von“ — so spann sie auch sein Leben weiter, bis man auch sie hinaustrug zum französischen Kirchhof in der Liesenstraße, um sie neben ihm zur letzten Ruhe zu betten.

Fontane und Gottfried Keller

Gottfried Keller traf im April 1850 in Berlin ein und weilte hier bis gegen Ende 1855.

Ob er Fontane jemals begegnet ist, konnte ich nicht feststellen. Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein. Merkwürdig ist dies immerhin. Denn auch Fontane war fast die ganze Zeit hindurch in Berlin. Er ging im April 1852 nach London, kehrte aber bereits im September zurück und verließ Berlin erst wieder im Sommer 1855.

Wie wir aus seinen Erinnerungen wissen, trat Fontane im Mai 1844 in den Tunnel über der Spree ein und war, wie er schreibt, ein Jahrzehnt lang neben Christian Friedrich Scherenberg, Hesekeel und Heinrich Smidt „das wohl am meisten beisteuernde Mitglied des Vereins“. Diesem gehörten damals u. a. Franz Kugler, Paul Heyse, Theodor Storm, Graf Strachwitz, Scherenberg und Otto Roquette an. Im Tunnel vereinte sich also eine Schar der bedeutendsten Dichter der Zeit. Fast unbegreiflich ist es daher, daß ihm Keller völlig fremd gegenüberstand. Daß er ihn kannte, ist nicht zu bezweifeln. Denn Keller hatte sich u. a. Scherenberg freundschaftlich angeschlossen, kannte auch Kugler und Paul Heyse. Seine näheren, freundschaftlichen Beziehungen zu Heyse und Storm stammen freilich aus einer späteren Zeit. Über Kugler und Heyse äußert er sich in einem Schreiben vom 26. Juli 1854 an seinen Freund und Lehrer Hermann Hettner, in welchem er seltsamerweise Kugler und Geibel als „Süßwasserfische“ bezeichnet und dem „armen“ Heyse wünscht, daß er bald aus dieser unglücklichen Konstellation, über welcher der König von Bayern schwebt, herauskomme.

Dieser Ausdruck deutet auf Mangel an künstlerischer Potenz und an Charakter. „Ein Hauptgrund zu der Impotenz ist auch die verfluchte Hohlheit und Charakterlosigkeit der hiesigen Menschen, die gar keinen fruchtbaren Gefühlswechsel und -ausdruck möglich macht“, schreibt er am 15. Oktober 1853 aus Berlin an Hettner. Mag dieses — sicher zu weit gehende — Urteil Kellers schon seine Zurückhaltung gegenüber dem Tunnel erklären, so kam gewiß noch ein mehr oder weniger politischer Grund hinzu.

Die Mitglieder des Tunnels waren ja damals zum nicht geringen Teil Leute des sogenannten Preußentums. Rugler, im Amt ein Geheimrat, am Schreibtisch ein Schilderer Friedrichs des Großen; Fontane der Dichter Friedrichs und der preußischen Helden, dazu eine Anzahl von Assessoren und Offizieren — alles Typen, denen Keller keine Sympathie entgegenbrachte. Er, der Schweizer Demokrat, traf dazu noch zu einer Zeit in Berlin ein, da die Wogen der Reaktion besonders hoch schlugen. Hielt er sich auch in klugem Bescheiden von aller Politik zurück, so bevorzugte er doch für seinen Verkehr das Haus des politisch liberalen Verlegers Franz Duncker. Seine Liebe zu Betty Lending, Duncckers Schwägerin, kam erst später hinzu.

Das Statut des Tunnels verbot allerdings jede politische Debatte, und zu den Mitgliedern gehörten auch Demokraten, wie der Kladderadatsch-Löwenstein. Ein Verkehr mit ihnen wäre also auch seinen Gesinnungen entsprechend möglich, gewiß auch ersprießlich gewesen, wenn nicht Vorurteil und Schwerfälligkeit ihn zurückgehalten hätten.

Äußerungen Kellers über Theodor Fontane sind mir nicht bekannt geworden. Auch von Fontane erinnere ich mich nicht, gehört zu haben, wie er über Keller dachte. Erst sein Nachlaß und seine Briefe belehrten mich. Hier erfahren wir, daß er Keller für den bedeutendsten deutschen Erzähler erklärt, so schreibt er am 17. August 1898 an G. Schott. „Keller und Storm, beide von mir verehrt,

sind Erscheinungen für sich“, heißt es in einem Brief vom 20. Dezember 1885 an Ludwig Pietzsch.

Über den „Menschen“ Keller aber lautet sein Urteil wenig günstig. Das entnehme ich einem Buche, das mir der Zufall in die Hand gespielt hat: „Erinnerungen an Gottfried Keller von Adolf Frey, Leipzig 1893.“

Es ist vermutlich ein Rezensionsexemplar, das Fontane von der „Vossischen Zeitung“ erhielt. Hier zeigen seine Notizen mit Blaustift am Rande nicht nur seine Ansicht über die Schrift Freys, sondern auch über die Person, insbesondere den Charakter Kellers.

Daß Keller „leicht gewecktes Mißtrauen oft genug ohne Grund bei anderen Absichten, Feinessen und Machenschaften witterte“, erklärt Fontane als wichtig.

Wenn Frey von der Erregbarkeit und dem Zorn Kellers spricht, die der „Rebensaft“ in ihm erregte, und hinzufügt: „in allen anderen Dingen hielt er gute Contenance“, so gibt Fontane seinem Zweifel durch ein doppelt angestrichenes Fragezeichen Ausdruck. Bedenklicher wird der Zweifel Fontanes schon, wenn er dem Urteil Freys, daß es Keller am Ende um die Sache und nicht um die Person zu tun war, beifügt: „ja, wenn das zutrifft?“

Geradezu bedauerlich aber erscheint seine Randnotiz zu der Bemerkung: „Lüge und Unwahrheit widerstrebten ihm in seltenem Maße . . . Man darf so weit gehen, zu sagen, daß man unter Hunderttausenden nicht einen Mann von so großer Wahrhaftigkeit finden wird, wie er war.“ Fontane meint kühl: „Ist es so?“ Was muß man ihm berichtet haben, wenn er einen so bedenklichen Zweifel aussprach?

Über Kellers Abschied von seinem Freunde, dem Architekten Gottfried Semper, schreibt Frey: „Der Abschied setzte beiden zu: sie blieben fast den ganzen Abend stumm, bis sie sich beim Auseinandergehen umhalsten. Diese Szene wiederholte sich an einigen Abenden, da Sempers Reise um eine Reihe von Tagen verzögert wurde.“

„Komisch!“ lautete die lakonische Randbemerkung. Daß es Fontane so erschien, ist mir begreiflich. Er verstand zu schweigen, aber als Zuhörer. Daß aber beide schwiegen, schien ihm unnatürlich. Einer mußte sprechen. Das staß nun mal in dem mit französischem Blut getränkten Plauderer. Ihm fehlte das Empfinden dafür, daß sich hier das Abschiedsweh der zwei tiefempfindenden, schwerblütigen Freunde in der Sprache des Schweigens auslöste.

Unwillkürlich fällt mir hierbei Goethe im Zusammensein mit seinem alten Kunstfreunde Heinrich Meyer ein. „Dft saßen sie stundenlang nebeneinander, ohne ein Wort zu sprechen, schon von ihrem Beieinandersein befriedigt“, so erzählt Schuchardt, der letzte Sekretär Goethes.

Über die Dankbarkeit oder Undankbarkeit Kellers Freunden gegenüber schreibt Frey: „Unbestritten bleibt eine gewisse Schroffheit und unermittelte Eile, womit er die Auflösung alter Verbindungen bewerkstelligen konnte, wenn er bei den andern ethische Unzulänglichkeiten entdeckte, deren Vorhandensein ihm vielleicht lange Jahre verborgen geblieben war. Er sah oft geraume Zeit zu . . . dann aber, wenn der letzte Tropfen die Schale des Jorns zum Überfließen brachte, leerte er sie mit hitzigen Worten über den Erstauenten aus, der anscheinend ein Recht hatte, wegen harter, ja wegwerfender Behandlung Beschwerde zu führen.“

Andererseits trat er für seine Freunde entschieden und oft leidenschaftlich ein, indem er mitunter die Kritik eines Dritten rundweg von der Hand wies, mochte sie inhaltlich noch so berechtigt und formell noch so milde sein.“

Hierzu bemerkt Fontane: „mit solchem Menschen ist nicht zu leben.“

Diesem Urteil wird man sich bis zu einem gewissen Grade anschließen müssen. Ergibt doch Freys von so großer Liebe zum Meister durchdrungene Darstellung selbst, wie schwer der Verkehr mit diesem gewesen sein muß. Für Fontane spielte die Umgangs-

form im Verkehr eine Rolle. Formlosigkeit in dem Maße, wie Keller sie bisweilen entwickelt, war ihm verhaßt.

Die aus diesen Notizen sprechende starke Abneigung Fontanes gegen den Menschen Keller rührt zweifellos nicht allein aus dem Frenschens Buch her, sondern war bereits vorhanden. Schon am 10. Dezember 1886 schreibt er an Wilhelm Herz: „Wie Sterne kann er (Keller) tun, was er will, weil seine dichterische Persönlichkeit (er soll auch eine undichterische haben) alles siegreich herausreißt.“ Hier also gelangt schon die Scheidung Kellers als Künstler und Mensch zum Ausdruck.

Fragt man nun, auf wen das so scharfe Urteil Fontanes über Keller zurückzuführen ist, so wird man Wilhelm Lübke nennen müssen, der von 1861—1866 als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum in Zürich lehrte. (Dies wurde mir durch die Familie Fontane bestätigt.) Zwischen ihm und Keller scheinen nähere Beziehungen nicht bestanden zu haben. Der Dichter schätzte den Kunsthistoriker nicht, er sprach ihm jedenfalls ein Urteil über literarische Dinge ab. So schreibt er an Josef Victor Widmann, der sich bei ihm über Lübke beschwerte, die ironischen Worte: „Da ist mein Standpunkt einfach der, daß ich Lübke überhaupt nicht frage, wie er über Dichter urteilt, da er hierfür von der Weltordnung nicht angestellt ist. Er kennt nur einen Dichter, und das ist sein Freund Otto Roquette.“

Gegen das Ende seines Lebens milderte sich aber Fontanes Urteil über das Allzumenschliche in Keller. Paul Schlenther, Otto Brahm und Fritz Mauthner im Verein mit dem Verleger Herz ließen ihren Werberuf für Keller ertönen. Erich Schmidt trat ihnen bei. Wiederholte Besuche brachten sie Keller näher . . . In ihrem nahen Verkehr mit Fontane wirkten sie auf diesen ein. Ihnen ist es denn wohl vor allem zu verdanken, wenn sich seine Ansicht über Keller erheblich wandelte und aus seinen späteren Äußerungen gar ein Ton des Bedauerns erklingt, Keller nicht nähergetreten zu sein.

So schreibt er am 11. Dezember 1896 an Wilhelm Herz: „Meine Abneigung gegen den Menschen Keller läßt doch allmählich nach“, und am 17. August 1898, fünf Wochen vor seinem Tode, an G. Schott: „Mit Gottfried Keller hätte ich gern Freundschaft geschlossen . . . dennoch wäre trotz besten Willens auf meiner Seite wohl nie was draus geworden. Ich fürchte, daß ich ihm gründlich mißfallen hätte.“

Das Urteil, das er hier in seinem Gerechtigkeitsgefühl gegen sich selbst fällt, die Milde, die aus dem alten Fontane spricht, hat etwas Rührendes. Nicht mehr Keller ist es, „mit dem man nicht leben kann“, sondern er selbst bildet demnach das Hindernis für eine Freundschaft zwischen beiden.

So schließt das Kapitel „Gottfried Keller als Mensch“ auch für Fontane mit einem versöhnlichen Ausklang.

Jan Bart

„Meine Bewunderung und Liebe für die Historiker, drin mein Leben vergangen ist“, schreibt Theodor Fontane am 12. April 1895 an den Amtsrichter Friedrich Holze. Er hielt sich für einen Geschichtsforscher. Mit welchem Recht, und wie hoch seine Arbeiten wissenschaftlich einzuschätzen sind, entzieht sich meinem Urteil. Bekannt ist jedenfalls, daß er bei der Abfassung seiner historischen Arbeiten methodisch und mit großer Sorgfalt verfuhr. Dies beweisen besonders seine Wanderungen durch die Mark Brandenburg, die drei Kriegsbücher von 1864, 1866 und 1870, sowie viele von seinen Briefen.

Aber wenn ihn auch schon der historische Stoff an sich fesseln und zur Darstellung reizen mochte, — jedenfalls war ihm die Formgebung von annähernd gleicher Bedeutung wie der stoffliche Inhalt. So heißt es in einem Briefe an den Hofprediger Heinrich Jacobi in Kriele bei Friesack, mit dem er über die Geschichte der Familie von Bredow korrespondierte, welche er zu schreiben beabsichtigte:

„denn abgesehen von der Familie, möchte ich der Welt und der Geschichtsschreibung zeigen, wie man solchen Stoff überhaupt zu behandeln hat, gründlich und doch nicht langweilig. Das klingt etwas anmaßlich, aber ich glaube, daß ich dies zu sagen berechtigt bin.“

Dies Bestreben, seine Darstellung zwar interessant zu gestalten, sich jedoch streng an die historischen Tatsachen zu halten, erstreckt sich indes nur auf das Gebiet der reinen Geschichtswissenschaft. Überantwortet er den Stoff der Dichtung, so verfährt er, wie alle unsere großen Dichter bei der Darstellung historischer Begebenheiten.

Dann gehen Phantasie und künstlerische Gestaltung voran. Auf den wirklichen, geschichtlichen Tatbestand, soweit er ihm nicht in seine Arbeit paßt, kommt es ihm nicht mehr an. Dafür gibt sein Gedicht „Jan Bart“ einen Beweis. Hier geht der Dichter mit einer bei ihm auch sonst nicht üblichen Selbstherrlichkeit über die wirklichen Geschehnisse hinweg.

Als Kunstwerk ist das Gedicht charakteristisch für Fontane. Es trägt eine Anekdote mit zwei hübschen Pointen — in der Mitte und am Schluß — vor. Aber nicht bloß der Anekdote und der Pointen wegen dichtete Fontane. So kurz das Gedicht ist, enthält es doch außer der Lebenslaufbahn Jan Barts eine feine Charakterisierung der beiden Hauptfiguren, und zum Schluß auch eine Moral.

Katrin weist die Werbung des jungen Fischers zurück. Er ist ihr nicht Mynherr genug. Obwohl sie selber einen Friesrock trägt, der auf die gesellschaftliche Gleichstellung beider hinweist, steckt sich ihr Ehrgeiz und Hochmut höhere Ziele für ihr eheliches Glück und ihre Zukunft. Sie scheitert aber mit ihren hochfahrenden Plänen und muß sich mit einem Ehe- und Familienleben begnügen, das sich auch weiter am Vlissinger Damm abspielt. „Ja, wenn sie gewußt hätte, daß er einmal Großadmiral werden würde, hätte sie ihn wohl genommen.“ So klingt es fast zynisch aus dem Munde der Frau angesichts der um sie herumspielenden Kinder, die sie einem anderen Manne geboren hat.

Und nun der Held des Gedichtes.

Er liebt Katrin. Aber er erträgt ihre Abweisung; sogar lachend. Nur mit dem engen traulichen Familienleben, dem Idyll zu Hause ist es jetzt für ihn vorbei. „En Huus, en Boot, 'ne Zieg' und 'ne Kuh“ lohnen ihm nun nicht mehr. Kraft und Begabung weisen den Einsamen zu anderen höheren Zielen. Nichts hält ihn mehr zu Hause. Er geht zur See und bringt es, als Matrose beginnend, bis zum Großadmiral des großen französischen Königs. Trotzdem bewahrt er seine alte, natürliche, gerade Art, wie sein

Dank an den König zeigt, und seinen Humor, mit dem er nach Jahren Katrin unter Hinweis auf den ihm erteilten Korb wiederbegrüßt.

Fragt man nun, wie weit der so von Fontane geschilderte Jan Bart mit dem historischen übereinstimmt, so lautet die Antwort: „In nichts, soweit die äußeren Schicksale, Herkunft, Laufbahn und Ziele des Helden zur Darstellung gelangen.“

Wie ich dem Buche des Admirals von Werner: „Berühmte Seeleute“ Berlin 1882, entnehme, stammt Jan Bart nicht aus kleinen, armen Verhältnissen, so daß er sich mit einem Boot, einer Ziege und einer Kuh hätte begnügen müssen, sondern aus einer angesehenen Familie. Schon Großvater und Vater waren Seeleute von Ruf und Ansehen. Seine Vaterstadt ist nicht das holländische Vlissingen, sondern Dünkirchen in Frankreich. Als zwölfjähriger Knabe schiffte er sich bereits ein. Mit 15 Jahren wird er Steuermann. Nach etwa fünf Jahren dauerndem Dienst bei dem berühmten holländischen Admiral de Ruiter tritt er wieder in die Dienste seines französischen Vaterlandes und bringt es schließlich bis zum Fregattenkapitän und Geschwaderchef. Den Rang des Admirals hat er nie erreicht.

24 Jahre alt verheiratete er sich mit einer Italienerin.

Von den beiden Pointen Fontanes findet sich bei Werner aus französischen Quellen nur die erste, und zwar in Form folgenden Zwiegesprächs:

„Ludwig XIV. „Herr Jan Bart, ich habe Sie soeben zum Geschwaderchef gemacht.“

Jan Bart: „Sire, daran haben Sie gut getan.“

Für die Schluß- und Hauptpointe war aber eine Quelle zunächst nicht zu finden. Daß sie auf den wirklichen Jan Bart nicht paßte, ergibt die Darstellung seines Lebenslaufes. *Diese* m Jan Bart hätte Katrin sicher keinen Korb gegeben. Er wäre ihr wohl Mynherr genug gewesen.

Der Sohn des Dichters, Herr Verleger Friedrich Fontane in Neuruppin, konnte mir wohl über die Zeit der Entstehung, nicht aber über die Quelle des Gedichtes Auskunft geben. Das Archiv seines Vaters, das er verwaltet, versagt nach dieser Richtung hin.

Zufällig fiel mir kürzlich ein alter, seinerzeit viel gelesener Roman von F. W. Hackländer, der „Künstlerroman“, in die Hände. Darin interessierte mich die Beschreibung des Kölner Karnevals. Und ich stieß auf folgende Stelle:

„Und jetzt kam in der Tat wieder etwas, und zwar von der Cäcilienstraße her der köllnische Zug unter Anführung des berühmten Bitters Jan von Wert . . . Mit lautem Jubel wurde dieser Zug von der Zuschauermasse empfangen, nicht nur, weil er der erste war, sondern er gewissermaßen Kölln repräsentirte und weil das Herz jedes guten Becken und Bürgers höher schlug beim Anblick dieses berühmten köllnischen Kindes, das seinen Namen zu großen Ehren gebracht und dadurch auch den seiner Heimat verherrlicht“ — gewiß, Jan von Wert ist in Kölln geboren, die Tradition bezeichnet das auf der Gersonstraße 36 gelegene, unter dem Namen „Das neue Kumpchen“ bekannte Haus, worin noch zwei auf den berühmten Feldherrn bezügliche Gemälde vorhanden sind, als seine Geburtsstätte.

Ferner erzählt die Chronika, daß er in seiner Jugend, als er noch in geringem Stande gewesen, einer jungen köllnischen Obsthändlerin Heiratsvorschläge gemacht habe, aber von dieser zurückgewiesen worden sei; als er nun später in seinem Glanze dieselbe Person wiedergesehen, habe er, an ihr vorbeireitend, in köllnischer Mundart ihr zugerufen: „Griet, wer et gedonn hätt!“ Drauf habe sie geantwortet: „Jan, wer et gewoß hätt!“

Also hier dieselbe Anekdote mit derselben Schlußpointe. Auch Hackländer kümmert sich in seinem Roman um die historische Wahrheit nicht sonderlich. In der allgemeinen deutschen Biographie wird festgestellt, daß Jan von Wert nicht in Kölln, sondern in Büttgen, Kreis Neuß, geboren sei. Und Herr Professor

Dr. Döffler, der Leiter der Stadtbibliothek in Köln schreibt auf meine Anfrage:

„Wert war in der Tat kein Köllner, sondern ein Sohn des Jülicher Landes. Büttgen ist als Geburtsort unsicher, wahrscheinlicher Puffendorf, Kreis Seilenkirchen.

Die Geschichte: „Jan und Griet“ steht in keiner Chronik. Sie ist erst in den dreißiger Jahren von dem Köllner Rentier Peter Wahlen dem Dichter Karl Cramer erzählt und von diesem in ein Gedicht gebracht worden. Als Sage ist sie günstigen Falles nicht in Kölln, sondern im Jülichischen beheimatet gewesen.“

Erschienen ist das Gedicht von Cramer unter dem Titel: „Jan und Griet“, Köllnische Volksfage, nach einer mündlichen Mitteilung von P. Wahlen, in dem Omnibus zwischen Rhein und Weser, Kölln, 1838. Der Dichter unterzeichnet sich hier: Karl am Rhein.

Wie hoch das Fontanesche Gedicht künstlerisch über dem Cramersehen steht, lehrt eine Gegenüberstellung beider. Man beobachte nur, welche Fülle von Leben, Ereignissen und Charakteristik Fontane in den acht Strophen seines Jan Bart gestaltet, während die zehn von Cramer lediglich dem einen Zweck dienen: die Anekdote zu erzählen, ohne daß uns die Hauptfiguren auch nur in annähernder Bildhaftigkeit vor Augen treten, wie bei Fontane.

Das Gedicht von Cramer erschien, wie gesagt, im Jahre 1838, Hackländers Roman 1866 bei Carl Krabbe in Stuttgart, Fontanes Jan Bart 1889 in der Zeitschrift „Zur guten Stunde“ von Dominik.

Ob Fontane einen dieser Vorgänger als Quelle benutzte, oder wie es nach Mitteilung seines Sohnes häufig geschah, seinen Stoff einer Zeitungsnotiz entnahm, war nicht festzustellen. Daß er die Erzählung von Jan und Griet aber kannte und für sein Gedicht,

d. h. für die Heldin und die Schlußpointe verwandte, ist nicht zu bezweifeln. Die völlige Übereinstimmung der Persönlichkeit sowie der Schlußpointe beweisen es. Dazu kommt der Gleichklang der Namen: Jan Bart und Jan von Wert. Ebenso klar ist es, daß er den größeren Teil des Stoffes für sein Gedicht dem Buche des Admirals Werner verdankt. Auch dieser legt besonderes Gewicht auf die Charakterisierung des Helden und schildert ihn mit seinem Humor, in seiner Einfachheit, Natürlichkeit und Derbheit, wie Fontane. Er bringt auch die erste Pointe, d. h. die Antwort Jan Barts an Ludwig XIV., die sonst nirgends zu finden ist, soweit ich mich bemüht habe.

Auzunehmen ist auch, daß Werners Jan Bart die Anregung und die Grundlage für das Gedicht gegeben hat. Der „Seeheld“, der Schauplatz auf dem Meer und an der Küste bilden den eigentlichen Inhalt. Außerdem steht der charaktervolle Bart Fontane näher, als der mehr oder weniger parteigängerische und bedenkenfreie General im Dreißigjährigen Kriege, Jan von Wert.

Wie verfährt nun der Dichter mit dem so erworbenen Stoff?

Zunächst wird die Nationalität Jan Barts verändert. Als Holländer steht er dem Deutschen näher als der Franzose. Das Plattdeutsche im Munde des letzteren würde auch unserem Empfinden nicht gerecht werden, während es uns nicht auffällt, daß die Holländer es sprechen, obwohl das Platt *s e i n*, d. h. Fontanes Platt ist. „Huus, wat, joa, soa“ usw. So reden alle seine Bauern; und nicht nur in der Mark Brandenburg. In Ellernklipp z. B. auch die Harzer Bauern. Wie sehr dies Empfinden für die Nationalität und Sprache in ihm lag, zeigt auch die Stellung, die er dem Gedichte in seiner Sammlung in Abteilung III mit der Überschrift: „Deutsches, Märkisch-Preussisches“ gegeben hat. Bei der Art der Rubrizierung seiner Gedichte mochte er freilich für Jan Bart einen Platz schwer finden, und so stellte er das Gedicht, mehr der Not gehorchend, an seine jetzige Stelle. Jan Bart als Franzose wäre aber hier unmöglich gewesen.

Auch die Namen „Jan“ und „Katrín“ passen dazu. „Jean“ und „Katerine“, oder gar „Marguerite“ erschienen uns nicht denkbar.

Dünkirchen, der wirkliche, zu Frankreich gehörige Heimatsort Jan Barts ist danach auch nicht zu gebrauchen. An seine Stelle wird Blissingen gesetzt. Vielleicht spielt auch hier der für den Dichter so wichtige Klang eine Rolle. „Blissinger Damm“ klingt mehr und auch besser, als etwa „Dünkircher Damm“.

Daß Jan Bart schließlich mit dem „Geschwaderchef“ nicht die Wirkung erzielen kann, die besonders in der Schlußpointe erfordert wird, ist klar. Der Geschwaderchef wird also zum Großadmiral gesteigert.

So verfährt der Dichter selbstherrlich mit der historischen Wahrheit, indem er willkürlich Personen, Namen, Nationalität und Geschehnisse durcheinander mischt und von dem einen auf den Andern überträgt.

Uns hat er aber mit dieser Arbeit ein Gedicht von großem Reiz hinterlassen.

Jan Bart

von Theodor Fontane

Jan Bart geht über den Blissinger Damm.
„Hür', Katrin, wi trecken tosam;
En Huus, en Boot, 'ne Zieg' un 'ne Kuh,
Wat mienst, Katrin? sy miene Fru.“

Katrin an ihrem Friastrock zog:
„Ne, Jan, bist mi nich Mynherr 'noog.“
Der nickt und lacht: „Na, denn Udje.“
Und nach Frankreich geht er und sticht in See.

Matrose, Maat, so fängt er an,
Auf der zweiten Reise Steuermann,
Auf der dritten: Leutnant unter Du Quesne,
Auf der vierten: Flottenkapitän.

Und als es mit England kommt zum Krieg,
Wo Jan Bart erscheint, erscheint der Sieg;
Wie stolz das britische Banner auch weh',
Jan Bart ist Herr und segt die See.

Heut aber tritt er vor seinen Herrn,
Vor Louis Quatorze. Der sieht ihn gern.
„Willkommen, Jan Bart, in diesem Saal,
Ich ernenn' Euch zu meinem Groß-Admiral.“

Jan Bart verneigt sich: „Majestät,
Was Flug und recht ist, kommt nie zu spät.“
Alles starrt auf den König, der aber lacht —
Jan Bart hat sich wieder heimgemacht.

Und am Bliffinger Damm, an alter Stell',
Sitzt wieder Katrin auf ihrer Schwell',
Ihren Ältesten hält sie bei der Hand,
Der Jüngste liegt und spielt im Sand.

Er grüßt sie lächelnd und noch einmal:
„Katrin, ich bin nu Groß-Admiral.
Katrin, w'rum biste nich mit mi goahn?“
„Joa, wenn ick't wußt hätt, hätt ick't doahn.“

Jan und Griet

Röllnische Volksfage, nach einer mündlichen Mitteilung
von P. Wahlen.

So Köln, em ahlen Kämpchens Hof,
Wunt ens en Boersmann,
Da hat en Mäd, de nennt sich Griet,
Nä Knäch, dä nennt sich Jan.

Dat Griet dat woher en frätsche Mäd,
Grad we vun Milch und Blout;
Dä Jan dat woher nä starke Boorsch,
Dem Griet vun Häzen good.

Ens säht hä: „Sag“ esu säht hä,
„Sag Griet, ben ich deer räch?
Nemm mich zum Mann, do bes en Mäd,
Un ich, ich bin nä Knäch.“

Da säht it: „Jan, do bes nä Knäch
Un ich en schöne Mäd,
Ich well nä däft'gen Halsen han,
Mit Des un Köh un Päd.“

Un als dä Jan dä Kall gehoot,
Do trof hä en dä Kreeg,
Schlog immer düchtig in dä Feind,
Holf wänner männen Seeg.

We widder hä no Kölle kom,
Ges hä op stolzen Päd,
Dä Jan dä woher no Feldmarschall,
Dä große Jan vun Wähd.

We widder in de Poz hä kom,
Sos en der Poz dat Griet.
It soß vör einem Appelkrom,
Wo it Kruschteien friet.

Un als dä Jan dat Griet dät sin,
Leht stell sin Päd hä stonn,
Un größten it, und säht zo im,
„Griet, wer et hätt gedonn!“

Un als dat Griet dä Jan dät sin,
So blänfig usgeroß,
Da größt it in, und säht zo im:
„Jan! wer et hätt gewoß!“

Ehr Köllsche Mädchen, merk üch dat,
Un sitt mer nit so friet,
Gar mancher hät et leid gedonn,
Dat lehrt vum Jan und Griet.

Kölln.

Karl am Rhein.

1

1

Anhang (Briefe)



Berlin, 7. Mai 86
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Nach der Originalfrage: „Wie denken Sie über Rußland?“ bilde ich mir die zweite, nicht wohl so viel umfassende: „wie denken Sie über Fritz Mauthner?“ oder besser: wie s t e h e n Sie zu ihm? Ich denke mir passabel und möchte deshalb Ihnen ein paar Worte schreiben, die ich an M. direkt nicht gern richten möchte, trotzdem ich ihm, als ich sein Buch empfing, irgend eine Meinungsäußerung (wenn ich nicht irre) versprochen habe. Durch eine Mittelsperson verdünnt sich alles, und vielleicht können Sie M. gelegentlich mal sagen: F. schrieb mir oder F. meinte etc. etc.

Daß das Buch, trotz einzelner glänzender Kapitel (so namentlich zu Anfang) in seinem weiteren Verlauf so häßlich wirkt, liegt nicht am Stoff, sondern an seiner Behandlung; nicht die Dinge sind schrecklich, sondern die Gläser, durch die er sie sah. Es waren Gläser, die alles verzerrten und allem eine häßlich falsche Farbe gaben; die Figuren sind nicht unstatthast und unglaublich in sich selbst, sondern werden erst falsch durch ihre falsche künstlerische Gestaltung. Nicht die vorgeführten Tünden und Zustände verderben uns die Lesefreude, sondern die großen Fehler, die bei ihrer Vorführung gemacht werden, nicht die Charaktere verdrießen uns, sondern ihre schwache, schwankende, mangelhafte Zeichnung. Das Psychologische darin ist mißrathen und verstimmt uns; selbst die Vertheilung von Licht und Schatten, die nicht richtig erscheint, erscheint nur deshalb unrichtig, weil die psychologische Zeichnung auch der guten und liebenswürdigen Gestalten (Gruner und Martha) uns unbefriedigt läßt. Dagegen möchte ich M. gegen den beständig erhobenen Vorwurf „dergleichen gäbe es nicht“ doch in Schutz nehmen. Ich habe das Glück in besonders guter Gesellschaft zu leben, aber es sollte mir garnicht schwer fallen, aus dem Leben meiner Freunde, ganz besonders auch aus

meinem eigenen, Thatsachen zusammen zu trommeln, die, grell beleuchtet, um kein Haar breit besser aussehen würden, als das von M. Geschilderte. Auf seine Verdienste hin angesehen, verdient jeder gehenkt zu werden. Aber wie Gott gnädig ist, so soll es auch der Künstler sein, er muß nach Möglichkeit ins Gute schreiben und selbst das Verbrechen so zu gestalten und so zu beleuchten wissen, daß wir beständig den Punkt sehen, auf den hin wir uns mit der Gestalt veröhnen können. Das ist M. nicht geglückt.

In herzlichster Ergebenheit

gez. Th. Fontane.

Berlin 3. Januar 90
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Erst als sich die großen Wasser des 30. verlaufen hatten, habe ich von Ihrer literarischen Liebesthat gehört: Absuchung meiner Opera omnia, und will mit meinem Danke für so große, so besondere Liebenswürdigkeit doch bis morgen Abend nicht warten. „Daß aber sei Dein Heiligthum.“ Wie reizend. In stillerer Zeit schreite ich zu einem Spezialstudium und komme dann erst zu rechtem Genuß. Worunter ich nicht den Wein verstehe; der kommt noch später dran.

Daß Theo heut Abend kommt, freut mich sehr. Er schrieb an den Rand seiner Karte: „Eigentlich müßte ich erst am 4. Morgens eintreffen, damit sich sagen ließe: „guter Rath kommt über Nacht“. Allerliebste.

In vorzüglicher Ergebenheit

gez. Th. Fontane.

Berlin, 12. Februar 92
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Zunächst unsren herzlichsten Dank und zugleich die Bitte, die Verspätung von Dank und Rücksendung des Entwurfs entschuldigen zu wollen. Es waren unruhige Besuchstage.

Zu 4., vierte Zeile, möchte ich noch eine Zubemerkung, in gewissem Sinne eine Einschränkung vorschlagen, so daß es heißen würde:

„..... in Geld oder Werthpapieren besteht, nach Auszahlung eines Pflichttheils an unsere beiden Söhne, unsre Tochter Martha erhalten.

Der Passus unter 6. kann danach vielleicht fortfallen. Hinsichtlich der „Kommission“ bleibt es hoffentlich bei Dr. Paul Meyer, Martha Fontane, Dr. Paul Schlenker, bei welchem letzterem Ihre Güte noch anfragen will. Ich danke ihm dann, wenn er „ja“ gesagt hat.

Die Zettel mit den Einzelbestimmungen über verschiedene Gegenstände fertigen wir morgen an, so daß sie von Montag an zu jeder Zeit bereit liegen.

Unter besten Grüßen von Haus zu Haus,

in vorzüglicher Ergebenheit

gez. Th. Fontane.

Berlin, 3. Oktober 93
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Darf ich mich in Rheinweinangelegenheiten an Ihre Güte wenden und um eine Visitenkarte bitten, auf der Sie „den Vorzeiger dieses“ empfehlen oder noch besser zu Nutz und Frommen desselben eine bestimmte Sorte zur Einhändigung vorschlagen. Am liebsten etwas zwischen 2 und 3 Mark. Halten Sie mir's zu gute, daß ich Sie mit solchen Geschichten inkommodiere. Martha ist krank und soll, als Kurwein, Rheinwein trinken; da möchten wir doch sicher gehen. Den Namen Wilhelmi habe ich in Vorstehendem vergessen. Unter Grüßen und Empfehlungen

in vorzüglicher Ergebenheit

gez. Ihr Lh. Fontane.

Berlin 10. Juni 94
Potsdamer Str. 134c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Darf ich Ihnen, in Erinnerung an den Taufstag, der nun ungefähr jährlich sein wird, das beifolgende Buch übersenden, mit dem herzlichen Wunsche, daß mein Pathenkind an seinem Einsegnungstage frisch und fromm und hoffentlich auch mit guter Stimme, daraus singen möge.

Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl mich angelegentlichst empfehlend,

in vorzüglicher Ergebenheit

gez. Lh. Fontane.

Berlin 10. Juli 95
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Anbei das Schriftstück mit meinem besten Dank zurück. Wenn man zu lesen anfängt, findet man es hochinteressant, aber sehr bald empfindet man es als tödlich langweilig. Der Schriftsteller in einem feiert dabei geradezu Triumphe, weil einem klar wird, wie wenig der Stoff bedeutet, selbst ein sogenannter interessanter Stoff, wenn nicht eine ordnende und klärende Kunst hinzukommt. Dabei krankt es an ewigen Wiederholungen. Außerdem: alles schließt schlecht ab: Die Heldin, die Psychiater, die Anwälte. Manches ist unerhört dumm. Leidlich ist nur der passive Held (er, Hahn) und vorzüglich ist der Bernhardiner.

In vorzüglicher Ergebenheit
gez. Th. Fontane.

Sie, die Hahn, ist eine ganz gefährliche Person, durch und durch krank, von Bernhardinertum und Lesbismus ganz abgesehen, worauf hin ich sie allenfalls pardonieren würde. Sie ist sehr klug, bodenlos eitel und die Verneinung jeder Moral. Die Karikatur des Individualismus.

gez. Th. F.

Hochgeehrter Herr.

Schönsten Dank und schmerzlichstes Bedauern. Um dieselbe Stunde wie Ihre Karte kam, kam auch eine von Lessing; beide: Sonntag d. 28. Es ist das Diner, das Lessing seinen „Gratulanten zum 70.“ giebt, also durchaus feierlich zu behandeln.

Und so wollen Sie denn gütigst entschuldigen.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, in aufrichtiger Ergebenheit

gez. L h. Fontane.

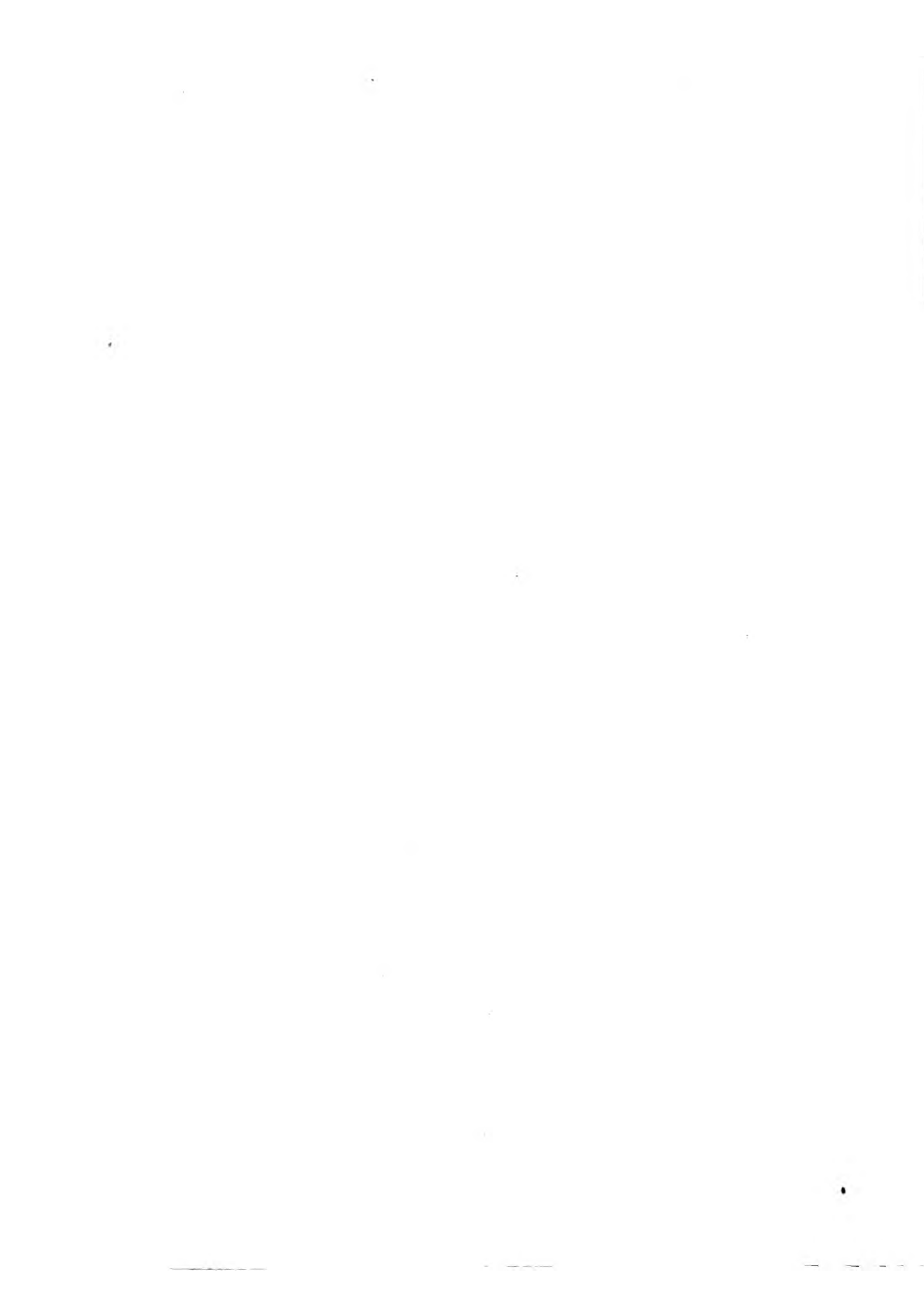
Berlin

20. Novemb. 97

517

Mit Genehmigung der Erben Paul Meyers (1857-1935)
als Privatdruck für Verehrer des Dichters und bibliophile Freunde veröffentlicht,
dem Andenken des Dichters und Paten gewidmet von H. St.

Presse: Saladruck, Berlin



(2A)

ERINNERUNGEN
Erinnerungen

AN
an

THEODOR FONTANE
Theodor Fontane

1819-1898

GV 849 A. 1

UNS. 23. 4. 5

